Unterhaltungs-Beilage

Illustrirte Frauen-Zeitung. — 15. April 1896. — XXIII. Jahrgang, Heft 8.

Nachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Misch in Berlin.

(1. Fortsetzung.)

Unten am Hafen herrschte große Aufregung. Die Leute von den Dampfern, Matrosen und Fischer schrieen mit ihren heiseren Stimmen sich heftig an, und wenn sich einer dazu entschließen konnte, die Hände aus den Taschen zu nehmen, dann deutete er mit langausgestrecktem Arm hinaus nach dem See. Der Regen schlug ihnen peitschend in die wetterharten Gesichter, deren Augen, alle der gleichen Richtung zugewendet, die dichten, grauen Regensträhne zu durchdringen suchten.

„Da hilft alles Schauen nix, er ist zu weit drauß'n," meinte ein alter Schiffer, der, die kalte Pfeife zwischen den stumpfen Zähnen, auf dem Brückengeländer hockte.

„Ja, Du hilfst freili net!" schrie ihm ein junger, baumlanger Matrose wüthend zu. „Wenn's koaner probirt, is freili g'fehlt. Hersteh'n und Maulaffen feil halt'n, ka a jeder!"

„Was soll man denn thun? Ich hab' den Baron g'warnt g'nug; er hat mir aber ins G'sicht gelacht. — ‚Euch und dem Deuwel zum Trotz fahr' ich!' hat er g'sagt. Na, jetzt hat er's! Mit dem Boot kommt ma net 'naus, die Wellen werfen's z'rück, — das muß jeder einseh'n!"

„Und ich probir's!" schrie der Junge. „I ka net zuschau'n, wia a Mensch in dem Lakl Wasser da dersauft. Dös is ja gar koan Wasser, — dös is a Supp'nteller voll Fleischbrüh, a Teich für d'Goldfisch, a Lach'n is, a Pfütz'n!"

„Halt jetzt Dei Maul Du, Linzer!" brüllte ein anderer. „Unser See is schlimm und groß g'nug zum Dersaufen, so gut wie Dei' Donau. Aber jetzt wird no ka G'fahr sein; der Dampfer muß ja jeden Augenblick kommen von drüben, der nimmt ihn scho mit."

Als Lorenz Bendler und Hilbert, athemlos vom schnellen Laufen, bei der Schiffsbrücke anlangten, kam von der anderen Seite ein Bedienter in silbergrauer Livrée auf sie zugestürzt. Seine Rockschöße flogen in wildem Tanze um ihn, während er einen vom Wind vollständig umgestülpten Regenschirm anklagend gen Himmel streckte.

„Wohin, Jean?" rief ihm Hilbert zu.

„Die Frau Baronin schickt mich alle fünf Minuten herunter, ob der Herr Baron noch nicht zurück sei, und jetzt soll ich die Baronesse nach Hause holen. Der Wind hat mir meinen Hut entführt; ich werde mich erkälten!"

„Warten Sie einen Augenblick!" rief Bendler und lief auf die Brücke, von wo er sich mit einem Satz auf das hohe Geländer schwang. Den linken Arm um einen Pfeiler geschlungen, richtete er das Fernglas gerade aus, nach der Mitte des Sees.

„Mehr links, Herr Bendler! Mir scheint, er liegt jetzt im Wind. I begreif's gar net vom Herrn Baron! Am End' —," der junge Matrose, der Bendler und den Baron Ginsberg schon oft bei gefahrvollen Segelfahrten begleitet hatte, dämpfte seine Stimme, — „am End' is er gar net mehr drin! Wie wär's, Herr? Wir zwoa sein ja schon öfter mit'n Herrn Baron bei schlechtem Wetter drauß'n g'wesen und hab'n uns net g'fürcht!"

Jean stand mit offenem Munde dabei und hörte zu. So schlimm stand es, — der Herr war in Lebensgefahr!

Er wäre nun trotz Wind und Regen gern hier geblieben, um später bei der Herrschaft eine wichtige Rolle spielen zu können. Das war ja wie im Theater! Der Sturm und das Geschrei, und draußen der Herr Baron, der vielleicht dran glauben mußte!

Und es wurde immer interessanter! Herr Bendler zog seinen Rock aus und schlug die Hemdsärmel zurück. Was der für Muskeln hatte, der Bendler!

Aha, jetzt wurde ein Boot losgebunden! Die wollten wohl gar hinausrudern, mitten hinein in die mannshohen Wellen?! Jean schüttelte sich vor Grauen.

Die kleine Schiffstreppe wurde angehängt und das Boot in das Wasser gelassen, wo es wie verrückt hin und her tanzte. Na, weit kam man damit nicht, davon war Jean felsenfest überzeugt. Drauf wetten wollte er, daß sie nicht einmal hineinkamen in das Boot, das keinen Augenblick still hielt. Zwanzig Mark wollte er darauf wetten!

Es schien eine Zeitlang wirklich, als sollte der See-unkundige Jean recht behalten. Der Linzer Matrose kletterte hinunter und versuchte, mit einem eisernen Haken das Boot festzuhalten; aber kaum hatte er es gefaßt, so riß es sich wieder und wieder los. Er fluchte, die anderen Matrosen fluchten aus Theilnahme mit und brüllten ihre Rathschläge hinunter; aber es half alles nichts!

Eine große Welle wälzte sich dröhnend heran, schlug gegen das Boot, als wollte sie es zermalmen, und wich wieder zurück, um den Anprall mit neuer Kraft zu wiederholen.

In diesem Augenblick der Ruhe, — es war nur ein Augenblick, — sprang Herr Bendler mit einem weiten Satz von der Treppe hinunter in das Fahrzeug und warf sich dort auf den Boden nieder.

„Hurrah!" schrie der junge Matrose, und alle anderen schrieen ihm nach, während Jean erschrocken zurücktaumelte und „Na, aber so 'was!" stotterte.

Herr Hilbert hatte große Lust, sich selbst zu ohrfeigen, so wüthend war er auf sich. Wenn jetzt ein Unglück passirte, trug er natürlich die Schuld. Mußte er auch seinen Freund Bendler extra zu der Geschichte herholen; konnte er sich nicht vorher sagen, daß der Mann wie toll wurde, wenn man nur den Namen Ginsberg aussprach?! Bendler mußte wieder zurück, er durfte sein Leben nicht so leichtsinnig aufs Spiel setzen.

Mühselig kletterte Hilbert die Schiffstreppe hinunter und beschwor den Freund herauszukommen: „Du wirst ertrinken und rettest ihn doch nicht!"

„Dann grüße Deine liebe Frau von mir!"

„Du kommst heraus, Bendler! Bist Du denn verrückt? Gedankt wird Dir das doch nicht!"

„Gedankt?"

„Na ja, wir kennen uns, Freundel! Mir machst nichts vor! Komm heraus, mir zu lieb!"

„Holla!" Der Linzer Matrose sprang in das Boot. „Strick los!" rief er den Zuschauenden auf der Brücke zu.

„Nein! Nicht los machen!" Herr Hilbert stolperte mit erstaunlicher Schnelligkeit das schmale Treppchen hinauf; aber schon hatte oben ein Diensteifriger den Knoten gelöst, der das Boot an der Brücke festhielt. Es half ihm nichts mehr, daß er in hellem Zorn auf den Missethäter losstürzte, ihn für alles Unglück verantwortlich machte und einen gewissenlosen Mörder schalt.

Auf der Brücke und dem Damm hatte sich indes trotz des heftigen Windes und strömenden Regens eine neugierige Menge versammelt. Viele davon wunderten sich, daß man solch Aufhebens mache; der Baron von Ginsberg, der fast allen bekannt war, treibe doch noch viel tollere Dinge. An das Geländer gedrängt, horchten sie auf die Ausrufe der Schiffer, die über die Bewegungen des abgehenden Bootes ihre Meinungen austauschten.

Lorenz Bendler und der Matrose ruderten mit wunderbarer Geschicklichkeit. Das Boot immer mit dem Buge den anstürmenden Wellen behend entgegendrehend, gelangten sie weiter und weiter hinaus, ihrem Ziele zu.

Ihrem Ziele? Sie befanden sich noch weit davon entfernt, als ein Schiffer an Herrn Hilbert herantrat und ihn sachte anstieß.

„Haben Sie nicht gesehen, Herr?!"

„Was denn?"

„Das Segelboot vom Baron ist gekentert."

„Ich kann es nicht erkennen!" stotterte Herr Hilbert erschreckt.

„Ich seh's mit 'm bloßen Aug'! Seit fünf Minuten liegt's schon immer auf einer Seit'n!" Der Sprecher trat hierauf gleichmüthig von ihm fort und theilte seine Beobachtung den anderen mit, sodaß die Kunde bald von Mund zu Mund flog.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jean hatte sich, wenn auch ungern, endlich entschließen müssen, den Schauplatz zu verlassen, um die Baroneß Ginsberg zu benachrichtigen. Diese befand sich seit mehreren Stunden bei Frau von Möhring, wo sie, wie Jean vermuthete, durch das Wetter zurückgehalten wurde. Man bestätigte ihm dies, als er sich in dem Möhring'schen Domestiken-Zimmer erst etwas „präsentabel" machte, wobei er gleichzeitig dem Personal die Vorgänge am Hafen mit dramatischer Lebendigkeit und in den grellsten Farben schilderte.

Oben in dem kleinen Empfangs-Salon hatte man die Jalousien heruntergelassen und die schweren, dunkeln Vorhänge vor die Fenster gezogen, um eine künstliche Dunkelheit zu erzeugen, welche durch den strahlenden Kerzen-Lüstre und mehrere große Salon-Lampen wieder verscheucht wurde.

Man hörte den Wind gedämpft um die freistehende Villa sausen, den Regen gegen die Fenster klatschen und empfand dadurch erst recht die vornehme Behaglichkeit, die hier innen herrschte.

Feiner Cigarettenrauch, vermischt mit dem Duft englischen Parfüms, schwebte wie ein durchsichtiger, bläulicher Schleier über dem eleganten Raum.

Baronin Möhring, eine blonde Schönheit mit echt englischem Gesicht, das sie von der Mutter, und mit österreichischer Lebendigkeit, die sie vom Vater ererbt hatte, lag in einem Sessel und rauchte mit halbgeschlossenen Augen Cigaretten.

In der Mitte des Salons, auf die Lehne eines Sessels gestützt, stand Fifi von Ginsberg und unterhielt sich mit einem jungen österreichischen Husaren-Offizier, einem Vetter des Hausherrn, der häufig, seit einiger Zeit sogar auffallend häufig, zum Besuch über die Grenze kam. Ihr aristokratisches Gesichtchen mit den großen, ein wenig hochmüthigen, grauen Augen strahlte vor Heiterkeit, und mit schelmischem Lächeln wehrte sie die Schmeicheleien ab, mit denen sie der flotte Husar attaquirte.

Herr von Möhring, ein stattlicher Vierziger mit langem Vollbart und kurzgeschorenem Haar, schenkte aus einer kleinen Strohflasche Maraschino in winzige Gläschen und war eben im Begriff, sie eigenhändig herumzureichen, als er durch den Diener hinausgebeten wurde.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und gab seiner Frau ein unauffälliges Zeichen. Diese warf ihre Cigarette in den Aschbecher und erhob sich ebenso unauffällig.

„Was ist Dir?"

„Wieso?"

„Du siehst ja ganz verstört aus!"

Herr von Möhring wiederholte ihr leise, was er eben von Jean gehört hatte und setzte hinzu: „Ich gehe natürlich sofort mit Franz hinunter; aber wie machen wir es mit Fifi? Sie unnütz ängstigen, wäre grausam, andererseits —."

„Ach was, unnütz ängstigen!" unterbrach ihn seine Frau kurz. „Wenn ein Unglück passiren sollte, ist es besser, sie ist vorbereitet! Laß vor allem den Wagen anspannen!" Und zu der jungen Dame tretend, legte sie den Arm leicht um deren Taille und sagte: „Fifi, Ihre Mama schickt nach Ihnen!"

„Nach mir? Warum denn?"

„Sie ängstigt sich!"

„Warum? Um mich?!"

„Nein, — aber Ihr Bruder treibt sich noch auf dem See herum!"

Die Baronesse erblaßte bis in die Lippen.

„Herbert?! Ist ein Unglück —?"

„Durchaus nicht! Regen Sie Sich nicht auf! Sie wissen doch, daß Ihr Herbert mit Vorliebe solche Sachen macht, die sein kostbares Leben in Gefahr bringen! Aber diese Wagehälse haben stets Glück, nicht wahr, Franz? Sie haben auch noch immer nicht den Hals gebrochen!"

„Nein, noch nicht! So etwas Seltenes erlaubte ich mir höchstens, wenn's der Baroneß Fifi Spaß machte!" meinte der Husar, indem er einen bewundernden Blick über die junge Dame gleiten ließ.

Diese antwortete nicht. Dem Diener, der mit ihren Sachen hereinkam, Hut und Umhang aus der Hand reißend, machte sie sich in fieberhafter Hast fertig. Mit zitternden Fingern band sie sich den Schleier fest und nestelte an den Schließen ihres Regenmantels. Als Herr von Möhring, zum Ausgehen angekleidet, erschien, eilte sie auf ihn zu: „Sie begleiten mich? Warum wartet unser Jean nicht?"

„Ich habe ihn weggeschickt, damit er der Baronin mittheile, daß Sie kommen!"

„Herbert ist mit der ‚Möve' draußen?"

„Ja, ich glaube!"

„Er segelt doch so gut! Nicht wahr, Sie halten es nicht für möglich, daß ihm etwas passiren könnte!?"

Herr von Möhring zupfte heftig an seinem Schnurrbart: „Hoffentlich nicht, Baroneß! Aber der Teufel hole die übertriebene Sportsucht! Wirf Deinen Mantel über, Franz, wir gehen hinunter an die Brücke!"

„Ich gehe mit!" rief die Baroneß lebhaft.

„Nicht doch! Hören Sie nur, wie es gießt, und wie der Wind heult!"

„Und Herbert ist auf dem See! Mein Gott, mein Gott!"

„Ist er von der Brücke zu sehen?" fragte der Husar seinen Vetter.

„Ich glaube, ja! Jean sagt, der Buchhändler Bendler und ein Schiffer versuchen, ihm entgegenzurudern!"

„Ah, Herr Bendler!" Es war ein tiefer Seufzer der Erleichterung, den Fifi ausstieß. Trotzdem bestand sie darauf, mit den beiden Herren hinunter zur Schiffsbrücke zu fahren. Herr von Möhring mußte endlich, sehr gegen seinen Willen, nachgeben.

Die Fahrt währte nur kurz, kaum fünf Minuten, aber Fifi schien sie eine Ewigkeit zu dauern. Sie achtete nicht auf die tröstenden Bemerkungen ihrer Begleiter; angstvoll lauschte sie dem Heulen des Windes und dem Geplätscher des strömenden Regens und starrte zum Wagenfenster hinaus in die plötzlich hereinbrechende Dunkelheit.

Der Wagen hielt kurz vor dem linken Seitenflügel der Brücke. Fifi warf einen entsetzten Blick um sich.

„Um Gotteswillen! So viele Menschen! — Sind sie wegen Herbert —?"

Herr von Möhring, den die Physiognomien der Leute erschreckten, bat sie inständig, im Wagen sitzen zu bleiben, bis er sich umgesehen habe. Aber Fifi legte, nur einen Augenblick zögernd, entschlossen ihren Arm in den seinen und zog ihn vorwärts.

„Seine Schwester!" flüsterten einige, als sie schnellen Schrittes vorübergingen, und drängten sich vor, um bereitwilligst Auskunft zu geben. Aber schon kam ihnen Herr Hilbert aufgeregt entgegen.

„Baroneß werden zu Hause erwartet!" rief er, Herrn von Möhring warnende Blicke zuwerfend.

Fifi faßte krampfhaft seinen Arm.

„Ist Gefahr?!" stieß sie heiser hervor.

„Man weiß noch nicht, — man kann nichts mehr sehen!" stotterte Herr Hilbert.

„Wo ist Herr Bendler?"

„Noch draußen, Baroneß, das heißt, der Dampfer bringt ihn, — vielleicht, aber, — ich weiß selbst nicht!"

Fifi trat an das Geländer, wo die Schiffsleute ihr schweigend Platz machten, und starrte hinaus. Trotz der Laternen, die man auf der Brücke bereits angezündet, und dem hellen, elektrischen Licht des Leuchtthurms konnte sie kaum einige Meter weit den wilden Wellenschlag sehen. Aber sie hörte die Brandung und den Sturm heulen und dazwischen langgedehnte, dumpfe Signale eines herankommenden Dampfers. Das Herz zog sich ihr vor Entsetzen krampfhaft zusammen. Wenn Herbert ertrunken wäre, jetzt da draußen läge! — Aber es war ja nicht möglich, nicht möglich!

Herr Hilbert schilderte den beiden Herren, wie es stand. Des Barons Boot verschwunden, — die Helfer mit den Wellen kämpfend, suchend, auf dem Wasser umherirrend. Wie dann endlich der Dampfer von der Schweizerseite sie aufgenommen, und wie nun kein Zweifel mehr bestehen könne, daß der Baron ertrunken sei!

Wieder ertönt der schrille, klagende Ton des Nebelhorns, der Fifi entsetzt zusammenfahren läßt, — diesmal schon ganz nahe. In der Dämmerung sieht sie eine dunkle, schwere Masse langsam herankommen. Der Dampfer wälzt sich mühsam gegen die Brücke, als drücke ihn die Schwere des Unglücks, das er mit sich führt. Und das Unglück bringt er, Fifi fühlt es an dem wahnsinnigen Klopfen ihres Herzens, an der entsetzlichen Angst, die sie fieberhaft durchschauert. Weit hinaus beugt sie sich über das Geländer und sucht die Menschen auf dem Schiff zu erkennen. Mit einem zornigen Ruck schüttelt sie die Hand von sich ab, die sich sanft auf ihre Schulter legt. Herr von Möhring versucht trotzdem, sie von hier zu entfernen, und redet ihr gütig und väterlich zu, sich nach Hause bringen zu lassen, oder doch mit Herrn von Waldegg zum Wagen zurückzukehren. Auf ihr ersticktes „Warum?" giebt er keine Antwort, und Fifi versteht dieses Schweigen so gut, daß sich eine dunkle Wolke vor ihre Augen legt und sie einen Augenblick umzusinken fürchtet.

Ein gellender Pfiff, das Zeichen der Einfahrt, bringt sie wieder zu sich. Der Dampfer liegt vor der Brücke und versucht anzulegen. Menschen drängen sich an das Geländer, Matrosen schieben lange, mit eisernen Haken versehene Stangen vorsichtig zwischen ihnen durch. Der Dampfer schwankt gewaltig hin und her und reißt das angelegte Brett immer mit sich zurück. Als es endlich festliegt, springt Herr Bendler zuerst darüber und eilt die Treppe hinauf. Er ist todtenbleich; das braune Haar fällt ihm wirr in die Stirn; die Kleider sind triefend naß. Wie er auf der Brücke steht und seine von der Helle geblendeten Augen hebt, treffen sie auf ein anderes Paar, auf flehende, fragende Augen, deren Blick ihn festhält.

„Wo ist mein Bruder?!"

Unter dem Zwange dieser fragenden, befehlenden Augen antwortet er, sagt unbarmherzig gerade heraus: „Es war zu spät!"

„Ertrunken!" Es ist ein heiserer, markerschütternder Schrei, den Fifi ausstößt. Dann wendet sie sich von Bendler ab und merkt, daß alle sie anstarren. Theilnahme, schmerzlichstes Bedauern sieht sie in den fremden Gesichtern und sogar Thränen. Mit schneeweißem Gesicht, die Zähne fest aufeinander gebissen, eilt sie davon, dem Wagen zu. Nur ein Gedanke beherrscht

sie: — fort, nach Hause, — nicht vor fremden Leuten! Sie fühlt es, sie ist am Ende ihrer Fassung!

Die Ginsberg'sche Villa liegt so nahe, daß es kaum der Mühe lohnt, einzusteigen. Schräg von der Landungsbrücke über den freien Platz, noch fünfzig Schritte auf einer schmalen Fahrstraße, und schon hält der Kutscher mit einem scharfen Ruck.

Ein eisernes Thürchen führt in den kunstvoll gepflegten Vorgarten. Alle durchschreiten ihn rasch und verschwinden im Hause. Herr Bendler, der halb unbewußt nachgelaufen ist, bleibt unten im Vestibül stehen. Das Wasser rinnt von seinen Kleidern, aber er beachtet es nicht. Die Dienerschaft rennt verstört an ihm vorbei, die Treppen hinauf und herunter. Vorgebeugt steht er und horcht nach oben.

„Du, bist Du verrückt geworden? Rennst hinter dem Wagen drein und stellst Dich jetzt daher, patschnaß! Und ich bin so dumm und lauf' Dir nach! Ich dächte, Du hättest jetzt genug gethan! Marsch, heim!"

Herr Hilbert klappert mit den Zähnen, so friert er, und so zornig und aufgeregt ist er.

„Es ist mir unmöglich, sie so leiden zu wissen! Sie erträgt es nicht!"

Herr Hilbert betrachtet kopfschüttelnd das kummervolle, bleiche Gesicht und die Thränen in den ernsten, tiefen Augen.

„Jetzt flennt er gar! Himmel, Herrgott! Sie wird's schon ertragen! Der Lieutenant wird sie schon trösten! Das ist ja doch nichts für Dich! Lorenz, — Alter, — Bruder! Sei froh, daß Du heut nicht Dein Leben für sie eingebüßt hast! Komm! Komm heim ins Bett!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Die arme Fifi!" sagte der Lieutenant von Waldegg eine Stunde später zu seinem Vetter, als sie sich wieder auf dem Heimweg befanden. Sie waren noch einmal am Hafen gewesen, da aber bei dem forttobenden Sturm an ein Suchen nach der Leiche vorläufig nicht zu denken war, blieb nichts übrig, als heim zu gehen.

„Die arme Fifi!" wiederholte der Lieutenant und drehte seinen blonden, vom Regen nassen Schnurrbart. „Was wird nun aus ihr werden?"

Herr von Möhring hob den Kopf aus dem hochgeschlagenen Rockkragen und schaute seinem Vetter prüfend in das hübsche, weiblich zarte Gesicht.

„Einer ihrer Courmacher wird sie heirathen!" antwortete er.

„Hm!"

„Sie ist ja auch ein hübsches Mädchen, und von vollendetem Chic!"

„Hm! Fesch ist sie, — aber überspannt!"

„Ueberspannt? Die Fifi?"

Der Husar nickte. „Sie heirathet nur einen, der noch nie eine andere geliebt hat, hat sie mir heute erklärt!"

„Nun, und —?"

„Na, hör' 'mal, an solch'n Troddel giebt's doch net!"

Herr von Möhring mußte über seines Vetters komische Entrüstung lächeln.

„So ganz ausgeschlossen ist das doch nicht," sagte er; „es giebt hier jemand, der Fifi wie ein Rasender liebt und vorher zum mindesten noch nicht oft sein Herz verschenkt hat!"

„Ah! Wer denn?!" Franz schaute seinen Vetter mißtrauisch an.

„Du machst doch keinen Unsinn, Egon, und meinst etwa gar mich?"

„Dich? Nein! Dein Herz kenn' ich! Es ist jemand, bei dem das begreiflicher ist, als bei Dir! Der Ludwig Bendler ist es!"

Franz von Waldegg setzte seine hochmüthigste Miene auf und sagte gedehnt: „Der?! So! Sag' 'mal, Egon, ich hab' mich schon öfters gewundert, — wie kommt denn der zu Euch, oder Ihr zu ihm?! Besonders exclusiv scheint Ihr mir hier herüben nicht zu sein! Mit dem Bandelkramer, dem Hilbert, red't Ihr auch wie mit Unsereinem! — Der Herzog von T. hat neulich, wie ich 's letzte Mal herüben war, gar Du zu ihm gesagt. Wie kommt denn das?"

„Wir huldigen eben der Auffrischungs-Theorie!" antwortete Möhring kurz und ein wenig ärgerlich. „Wenn wir uns hier abschließen wollen, langweilen wir uns! Im übrigen beschränkt sich der ‚Verkehr' auf den Biertisch und das Hilbert'sche Geschäft, in dem sich unsere Damen Rendezvous geben."

„Das nehm' ich als selbstverständlich an," meinte der junge Offizier lässig. „Wie kommt dann aber der Herr — Bendler dazu, sich in die Baroneß Fifi zu verlieben?!"

Herr von Möhring zuckte die Achseln.

„Das wird wohl an dem armen Herbert gelegen haben. Solch eingefleischter Aristokrat er war, hatte er doch eine merkwürdige Vorliebe für Originale, wahrscheinlich weil er selbst eins war. Und der Bendler ist eben ein ganz sonderbarer Mensch! Tollkühn, fast so rücksichtslos tollkühn, wie der Herbert, auch so, — ich möchte sagen, lebensüberdrüssig, nur daß der Herbert das Leben genossen hat, während der Bendler nichts davon kennt. Er ist erstaunlich scheu und zurückhaltend und schaut, glaube ich, nie ein Weib an. Wenigstens sagen es die, die ihn genau kennen. Der Herbert hat natürlich, wie er ihn so oft eingeladen, mit keinem Gedanken daran gedacht, daß der Herr Buch- und Kunsthändler dabei auch die Fifi sieht und dem Anblick nicht gewachsen sein könnte. In der Beziehung war er ihm eben doch nur der Herr Bendler!"

„Woher kennst Du denn die Gefühle dieses Herrn?"

„Ich? Ach, ich glaub', die kennt jeder, der die beiden bei einander sieht!"

„Na, und die Fifi?" fragte Franz von Waldegg spöttisch und lächelte siegesbewußt.

„Die Fifi?!"

Herr von Möhring blieb trotz des heftigen Regens stehen und schaute zu dem Horizont empor, an dem schwarze Wolken von Sturm gepeitscht dahin jagten, während hinter diesen der Himmel grau und schwer hernieder hing. „Die Fifi? Ja, bis heute wird sie wohl nur darüber gelacht haben. Aber, sieh Dich um, da draußen im See liegt der arme Kerl, der Herbert, ihre einzige, aber wirklich ihre einzige Stütze! Wenn sich jetzt nicht ganz schnell eine ‚passende' Partie für die Fifi findet, — ja, dann meine ich, braucht der Bendler noch nicht zu verzweifeln!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Hilbert'schen Geschäft gingen die Cravaten und die Herren-Handschuhe aus. Nicht nur die Pariser Neuheiten, als da waren: die ganz langen Cravaten mit dem Schifferknoten und die ganz kurzen schleifenartigen, die vierknöpfigen rothen Glacées und die köstlichen Wildleder-Handschuhe mit Patentverschluß, — nein, auch die unscheinbarsten, ältesten Ladenhüter gingen in dieser glorreichen Geschäftszeit den Weg ihrer Pflicht. Die junge Männerwelt von L. schien eine großartige Baisse in diesen Artikeln zu erwarten und sich vorsorglich auf Jahre hinaus mit Vorrath zu versehen. Besonders das Militär ergänzte sein „Civil" in einer erstaunlichen, für Hilbert höchst erfreulichen Weise. Hätte sich nicht die Nachbarschaft über das ewige Säbelklirren beklagt, wäre sein Glück vollkommen gewesen.

Woher aber nun dieser plötzliche Aufschwung?

Herr Wegner nebenan lächelte noch sarkastischer als sonst, wenn er sich diese Frage beantwortete.

Das neue Fräulein! Dieses Fräulein Betty, „der kleine, schwarze Racker", wie Herr Wegner sich dachte, sie war der Magnet! Ihr verdankte man es, daß nun in dem sonst so vornehm-ruhigen Geschäfte von morgens bis abends „junge Lümmels" aus- und einliefen, daß ihm sein schönstes Vergnügen, an den Hilbert'schen Ladentisch gelehnt, stundenlang den aristokratischen Käuferinnen und den niedlichen Verkäuferinnen zuzuschauen, bitter gestört war. Denn es zeigte sich unverkennbar, dieses Fräulein Betty war gegen Herrn Wegner nicht so liebenswürdig, wie gegen alle anderen. Sie hatte etwas gegen ihn! Sie brüskirte ihn! Sie ließ ihn links liegen! Er kam nie dazu, sarkastisch oder ein wenig unhöflich zu sein, wie er es sonst jungen Mädchen gegenüber mit gutem Erfolge zu thun pflegte. Sie kokettirte mit aller Welt, nur mit ihm nicht! Herr Wegner hatte Frau Hilbert auch bereits ernstliche Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die junge Person viel zu viel verwöhne. Das war ja noch nicht dagewesen! Er hatte von Fräulein Lina und von Fräulein Marie die genauesten Aufschlüsse über das selbstherrliche Gebahren des neuen Fräuleins erhalten und ärgerte sich gründlich darüber. Es ging ihn ja eigentlich nichts an, es ging ihn eigentlich „absolut nichts" an, aber nichtsdestoweniger ärgerte sich Herr Wegner.

Und Fräulein Lina und Marie hatten sich anfangs auch geärgert. Sie waren geradezu empört! Diese Ansprüche der Neuen! Lina gab ziemlich deutlich zu verstehen, sie sei „auch" aus einer guten Familie und an das Beste gewöhnt. Marie, deren Eltern kleine Leute waren, ließ etwas von Bevorzugung und verschiedener Behandlung verlauten, die sie nicht vertragen könne und wolle. Es gäbe ja Stellen genug! Da sie das aber vorsichtiger Weise nur unter sich sagten, so hatte es weiter keine Folgen.

Fräulein Betty stellte aber auch wirklich die ganze bestehende Ordnung des Hauses Hilbert auf den Kopf. Schon am Tage ihrer Ankunft fing es an. Wie man sich erinnern wird, führte Frau Hilbert sie aus dem Laden hinaus, um ihr ihren zukünftigen Schlafraum anzuweisen. Es war dies ein einfach möblirtes, aber helles und sauberes Dachzimmerchen, in welchem bereits die beiden anderen Fräulein einträchtiglichst hausten. Die Hausfrau hatte ein drittes, blendend weiß bezogenes Bett, eine Commode und einen Kleiderschrank hineinstellen lassen. Aber siehe da, Fräulein Betty rümpfte die Nase!

„Das kann ich nicht, zu dritt in einem Zimmer schlafen!" erklärte sie erregt. „Wenn ich nicht ein Zimmer, sei's auch nur ein ganz winziges Stübchen, für mich allein bekommen kann, dann will ich lieber wieder abreisen!"

Frau Hilbert war indignirt, aber was war zu machen? Sie räumte das Fremdenzimmerchen aus, und Fräulein Betty nahm triumphirend davon Besitz.

Es bedeutete ihr nichts, daß es unter dem Dache lag und eine schräge Wand hatte; das Fenster ging dafür auf die Straße.

Fröhlich legte sie ihren Mantel und Hut ab, wobei Frau Hilbert erst bemerkte, wie hübsch die neue Hausgenossin eigentlich wäre, und lief hinaus, um ihren großen Koffer heraufzutransportiren zu lassen.

„Mein Gott, Fräulein, was haben Sie denn da alles drin?" fragte Frau Hilbert verblüfft, als das Ungethüm endlich nach harten Kämpfen durch die enge Thüre gezwängt war.

„Da habe ich alles drin, außer den Möbeln!"

„Was? Außer den Möbeln? Bringen Sie etwa auch noch Möbel mit?" rief Frau Hilbert erschrocken.

Die schelmischen braunen Augen in dem hübschen Gesichtchen vor ihr füllten sich mit Thränen.

„Ach nein! Die wurden verkauft, als Mama starb; aber unsere anderen Sachen habe ich alle mitgenommen."

Frau Hilbert blickte gerührt auf das lederbezogene Ungethüm. Für das arme Mädchen barg es die Erinnerungen an die Heimat, an die Mutter.

„Packen Sie nur aus, liebes Kind," sagte sie gütig, „und seien Sie vergnügt, es wird Ihnen schon bei uns gefallen!"

Fräulein Betty ließ sich das nicht zweimal sagen. Kaum war Frau Hilbert draußen, begann sie zu trällern und herumzuhüpfen. Dann schloß sie den Koffer auf und ging dem Inhalt auf den Grund. Kleiderpracht enthielt er nicht; ein niedliches, modefarbenes Kostüm und ein schwarzes Kaschmirkleidchen war alles, was in den Kleiderschrank wanderte. Dann aber tauchten Albums, Photographien in Rahmen, hübsche Nippsächelchen auf, die auf der Commode placirt wurden, nachdem vorher eine selbstgestickte Decke darüber gebreitet war. Auch ein kunstvoll, geschnitztes Elfenbein-Crucifix fand dort seinen Platz. Das ganze Arrangement sah herrlich aus, und so war es nicht zu verwundern, daß Betty ein wenig davor herumtanzte. Dann ging die Arbeit wieder weiter. Eine hübsch gestochene Ansicht von Tegernsee kam über das kleine, harte Sopha, ein gesticktes Kissen darauf, und ein Fußkissen davor. Die Hauptsache aber war der Teppich, ein weicher, molliger Teppich, der das halbe Zimmerchen bedeckte. Der Raum erhielt dadurch etwas so Gemüthliches, daß sich Betty abermals einen kleinen Freudentanz gestattete. Ach, und das Einräumen der Commode! Das war einfach entzückend! Im oberen Fach die Handschuhe, die Riechkissen mit den Taschentüchern, das spanische Spitzentuch, das eingelegte Schmuckkästchen, — noch ein Brautgeschenk von Mama, — und alle die kleinen Andenken von früher. Im zweiten und dritten Fach die Wäsche, schneeweiß, alles mit rothen Bändchen umwickelt.

„Wenn das unordentlich ist," murmelte Fräulein Betty in räthselhafter Entrüstung, „wenn das schlampig ist, wenn man damit keinen Mann bekommt, will ich Hans heißen! Der Dummkopf!"

Am Morgen des zweiten Tages begann des Fräuleins Thätigkeit im Geschäft.

„Was kann ich thun?" fragte sie, mit den Händen ihre schlanke Taille umspannend und unternehmend auf den Fußspitzen wippend.

Fräulein Lina hatte sich geärgert und war schlechter Laune. Sie war selbst hübsch, das wußte sie, aber wie konnte man nur „so" hübsch sein!

„Sie können alle diese Cartons abstauben und sich gleich über den Inhalt orientiren," erklärte sie kühl und beschrieb mit der rechten Hand einen Kreis, der alles in sich schloß, was in dem Laden zu finden war.

Fräulein Betty ließ sich nicht verblüffen. Leichtfüßig kletterte sie die hohe Stehleiter hinauf, — wobei Fräulein Lina durch einen Seitenblick entdeckte, daß die schwarzen Stiefelchen, die dabei zum Vorschein kamen, noch kleiner waren als die ihren, — und holte die Schachteln herunter, welche die köstlichsten Dinge bargen: Pariser Blumen, echte Spitzen, Straußfedern, Jet, Handschuhe, Cravaten.

Blitzgeschwind besah sie sich alles, merkte sich die Preise, legte die Deckel wieder darauf, fuhr mit dem Staubtuch darüber hin und stellte die Cartons an Ort und Stelle, so sicher und gewandt, als wäre sie schon jahrelang hier zu Hause. Als nach einiger Zeit mehrere Kunden auf einmal erschienen, wußten Fräulein Lina und Marie es so einzurichten, daß eine sehr energische Dame, die wegen ihres Wählens im Geschäft gefürchtet war, Betty zufiel. Sie wünschte Hüte anzusehen, obwohl sie schon vorher wisse, daß nichts Gescheidtes da sei. Einreden und Schwarz für Weiß vormachen, ließe sie sich aber nicht, das sagte sie gleich, um dem Fräulein die Mühe zu ersparen. Betty antwortete mit einem bescheidenen Lächeln, das sei auch nicht nöthig; gnädige Frau hätte ja einen exquisiten Geschmack, das sähe man schon an ihrer Toilette. Und dieser Hut passe für das griechische Profil der gnädigen Frau; wenn er ihr aber nicht gefiele, wolle sie probeweise einige Hüte machen. Dabei schaute sie so treuherzig aus ihren braunen Augen, schwatzte so liebenswürdig, daß es keine zehn Minuten dauerte, bis die wählerische Dame ihren Hut ausgesucht hatte.

„So, die wäre draußen!" sagte Fräulein Betty lustig, ohne sich um das Geflüster ihrer beiden Colleginnen zu kümmern. Die sollten nur wispern, diese Land-Pomeranzen; sie war ihrer Sache sicher! Sie wollte es ihnen schon zeigen, ihnen und — andern, was sie eigentlich war. Platzen sollten sie alle, — ja, platzen!

Dieser barbarische Gedanke mußte für die junge, temperamentvolle Dame etwas sehr Ergötzliches haben. Sie begann, als der Laden wieder leer war, vergnügt zu trällern und hüpfte vor den Stehspiegel, wo sie sich einen sehr kostbaren Pfeil probeweise in das Haar steckte.

„Der stände mir auch gut!" meinte sie und wandte sich halb zu Fräulein Lina und Marie um, die ihr indignirt zuschauten.

„Ein sehr hübscher Pfeil, ja!" fuhr sie fort. „Aber das hindert nicht, daß ich Hunger und Durst habe. Was frühstückt man denn hier?"

„Man kann im Eßzimmer oben ein Butterbrod essen, falls man vormittags Hunger haben sollte," erklärte Fräulein Marie, mit Lina Blicke wechselnd.

„Falls man Hunger haben sollte?! Ich habe gerade vormittags immer Hunger! Ist da in der Nähe kein Wirthshaus, wo man Bier bekommt?"

„Bier?!"

„Ja, ich hab' Durst."

„Im Geschäft darf man aber kein Bier trinken."

„Warum denn nicht?"

„Weil es nicht erlaubt ist! Herr Hilbert sagt, die Kunden könnten es sehen."

„Ach, Unsinn!"

„O bitte, Fräulein, Herr Hilbert spricht keinen Unsinn", mischte sich jetzt Fräulein Lina in das Gespräch. „Er hat ganz recht, denn vom Bier wird man schläfrig."

„Ja, ich muß immer gleich fürchterlich gähnen," bestätigte Fräulein Marie und riß ihren nicht allzu kleinen Mund auch ohne das Schlafmittel erschreckend weit auf.

„Ach, Faxen!" Betty drehte sich noch einmal musternd vor dem Spiegel, marschirte zur Ladenthüre hinaus und kam schon nach zwei Minuten wieder zurück, ein kleines Glas Bier und eine Salzbrezel in der Hand.

„'s ist ja gleich nebenan, das ist famos!" meinte sie lachend und biß vergnügt in die Brezel.

„Guten Appetit!" rief Herr Wegner, der, frisch und schneidig wie immer, hinter ihr hereinkam.

„Danke! Sie wünschen?!"

„Ich? Ich wünsche nichts! Ich komme zum Besuch!"

„Besuch? Das ist gelungen!"

Das Bier mußte plötzlich sauer und die Brezel zu salzig geworden sein, denn Fräulein Betty hatte keine Freude mehr daran. Mit untergeschlagenen Armen stand sie da und bombardirte den armen Herrn Wegner in der ungastlichsten Weise mit einer solchen Fluth von verächtlichen Blicken und spitzen Reden, bis dieser zum Erstaunen der beiden anderen Damen, die nie mit ihm fertig werden konnten, seinen Hut ergriff und in feiger Flucht davon stürzte.

Als später Herr Hilbert zum Mittagessen hinauf kam, sagte er zu seiner Frau: „Das neue Fräulein ist immer auf dem Sprung. Sie hat mir eben gekündigt, ich hab' sie aber wieder beruhigt. Die anderen Mädels meinten, wegen dem Wegner wäre sie außer sich gewesen, aber das ist wohl nicht möglich!"

„Sie hat auch um eine eigene Lampe gebeten und um ein größeres Waschbecken. Ich fürchte, sie hat noch viele Wünsche!" seufzte Frau Hilbert beklommen.

Der Gegenstand ihrer Sorge erschien bald danach mit Fräulein Marie im Eßzimmer. Es war Sitte im Hilbert'schen Hause, daß zwei der Fräulein mit der Familie speisten, während das dritte, — heute Fräulein Lina, — über die Mittagszeit im Laden bleiben mußte. Schon saßen alle an dem schneeweiß gedeckten Eßtisch und Frau Hilbert schöpfte bereits die Suppe in die Teller, als Fräulein Betty plötzlich, nach einem prüfenden Blick auf die vor ihr liegende, blankgescheuerte Zinkgabel, aufstand und hinauslief. Als sie nach einer Minute, die von Frau Hilbert durch einen Seufzer und staunendes Kopfschütteln ausgefüllt wurde, zurückkam, brachte sie ein silbernes Eßbesteck mit und legte es stumm vor sich hin.

„Donnerwetter, Fräulein Betty speist nur mit Silber!" bemerkte Herr Hilbert, ein wenig verlegen und ärgerlich lachend.

Diese nickte triumphirend.

„Den Löffel habe ich zur Taufe bekommen, die Gabel zur heiligen Communion und das Messer von meiner Firmpathin!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Die Nähmaschinen-Stickerei.

Von Tina Frauberger.
Vorsteherin der Düsseldorfer Kunststickerei-Schule.

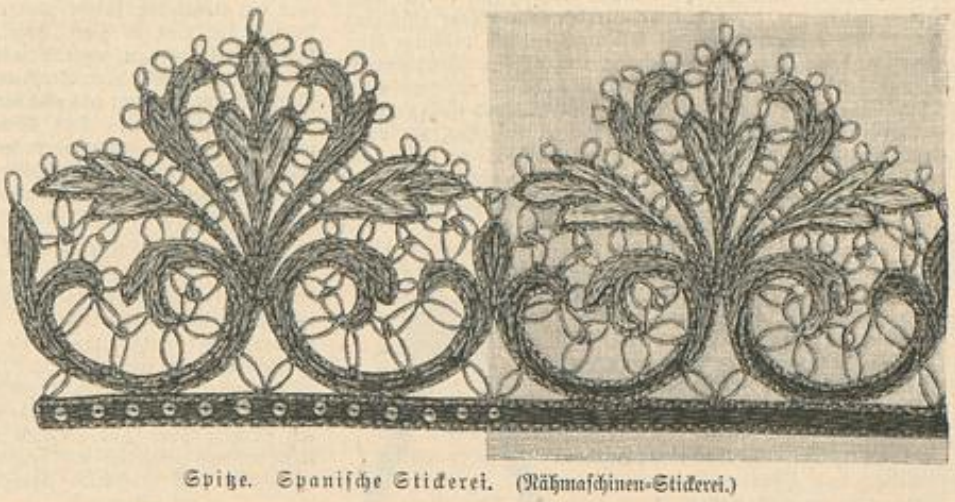
Von den einen gefürchtet, bespöttelt und verlacht, von anderen bedächtig beschaut und geprüft, von den Optimisten endlich in den Himmel gehoben, hielt die Nähmaschinen-Stickerei vor ungefähr zwei Jahren von Amerika aus ihren Einzug in die alte Welt.

Blume im schattirten Plattstich. (Nähmaschinen-Stickerei.)

Die in Chicago ausgestellt gewesenen, auf der Original Singer-Ringspulen-Nähmaschine ausgeführten Stickereien waren seitdem auch in verschiedenen Städten Europas ausgestellt; sie zerfielen in Flachstickereien, Durchbruch-, Hohlsaum- und Schnurstich-Stickereien mit Spitzenstichen in Seidenstoff und feiner Seiden-Gaze, zum Theil in ganz vorzüglicher Durchführung, sowohl nach der technischen, wie künstlerischen Seite hin. Der verwendete Arbeitsfaden bestand zumeist aus feiner, farbiger Maschinen-Nähseide, die bei den Flachstickereien wahre Malereien, bei den Spitzenstichen wahre Spinnennetze hergestellt hatte. Daß man hinsichtlich der „Nadelmalerei" häufig zu weit gegangen war, bedeutete gegenüber der Wichtigkeit der Technik nicht viel, und das große Publicum schien gerade von den gestickten Bildern (eine Gruppe junger Hunde, Jäger mit Hunden, der alte Rathsherr, eine Marine 2c.) besonders angezogen zu werden.

Die Umwandlung der Nähmaschine in ein Werkzeug, mit dessen Hülfe man sticken, sogar kunstreich sticken kann, ist mit keinerlei Mühen und Kosten verknüpft, da man keines besonderen Apparates bedarf. Man entfernt den Transporteur und den Presserfuß, die mit Leichtigkeit wieder eingesetzt werden können, falls man die Maschine zum Nähen benutzen will. Der zu bestickende Stoff, gleichviel ob Leinwand, Seide oder Seiden-Gaze, wird zwischen zwei runde, leichte, gut in einander passende Holzreifchen stramm gespannt, worauf man ihn mit dem Rahmen unter die Nadel der Maschine bringt. Während die Füße das Trittbrett langsam bewegen, haben die Hände den Rahmen unter der auf- und niedergehenden Nadel flink hin- und herzuschieben. Je taktmäßiger Füße und Hände arbeiten, um so leichter geht das Sticken von statten. Je sicherer die Hände sind, die Stelle, an welcher der Faden (bezw. die Nadel) durch den Stoff geführt werden soll, unter die Nadel zu bringen, um so schöner werden die Formen, um so glatter Stich und Fadenlage. Daß die Regelung der Spannung des Ober- und Unterfadens gut und genau dem zu bestickenden Stoff angepaßt sein muß, versteht sich von selbst. Bei dem Verarbeiten feinen Fadens muß der Unterfaden stets um ein weniges fester gespannt sein als der Oberfaden, der infolge dessen bei jedem Stich etwas auf der Kehrseite des Stoffes hinabgezogen wird, sodaß die Umschlingung beider Fäden auf der Rückseite erscheint.

Aus der Nothwendigkeit, den Rahmen mit der Hand unter der Maschinennadel hin- und herschieben zu müssen, ergiebt sich, daß das Sticken mit der Nähmaschine weit entfernt ist von mechanischer Arbeit. Das Mechanische besteht einzig und allein in der Führung des Fadens durch den Stoff vermittelst der Maschine, die der Fuß in Bewegung hält, während die Stichlage, die Stichgröße, die Gleichmäßigkeit der Stiche ausschließlich der ausführenden Persönlichkeit anheim gegeben sind, der es auch obliegt, durch Innehalten der vorgezeichneten Umrisse, durch Einsetzen der verschiedenen Farben, den Flachstickereien Gestalt, Reiz und Leben zu verleihen. Die Optimisten mußten eine große Enttäuschung erfahren; dagegen alle, welche die Nähmaschine als ein die Handstickerei schädigendes und vielleicht verdrängendes Werkzeug fürchteten, hatten die Freude, zu sehen, daß es bei der Nähmaschinen-Stickerei auch Schwierigkeiten zu überwinden gebe, genau so, wie bei der Handstickerei. Die Optimisten fielen nach der Enttäuschung in den Fehler, das Kind mit dem Bade auszuschütten; die anderen glaubten, nunmehr getrost der Maschine entrathen und der Entwicklung der Sache gleichgültig gegenüber stehen zu dürfen. — Von jenen, die sich in der ersten Begeisterung ohne Prüfung der eigenen Befähigung und Ausdauer zum Ankauf einer Ringspulen-Nähmaschine entschlossen und die Arbeit erlernten, trösten sich viele damit, daß sie ja in der Stickmaschine zugleich eine vorzügliche Nähmaschine erworben haben. Und dieser Trost ist vollauf berechtigt nach den guten Erfahrungen, die man mit dieser Maschinenart überall gemacht hat. Man hatte sich die Lehrzeit zu kurz berechnet und die Hoffnungen nach irgend einer Seite hin zu hoch gespannt, sei es, daß man glaubte, alles genau so machen zu können, wie bei der Handarbeit, sei es, daß man erwartete, innerhalb einer Stunde vollenden zu können, was sonst Wochen erfordert. Man war eben der Meinung, daß das Sticken auf der Nähmaschine gerade so leicht erlernt werden könne wie das Nähen auf der Nähmaschine, was durchaus nicht der Fall ist; und weil man nicht geneigt war, sich selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn die Arbeit nicht sofort gelang, so suchte man durch allerlei Einwendungen die naturgemäße Entwicklung dieser Neuerung zu beeinträchtigen.

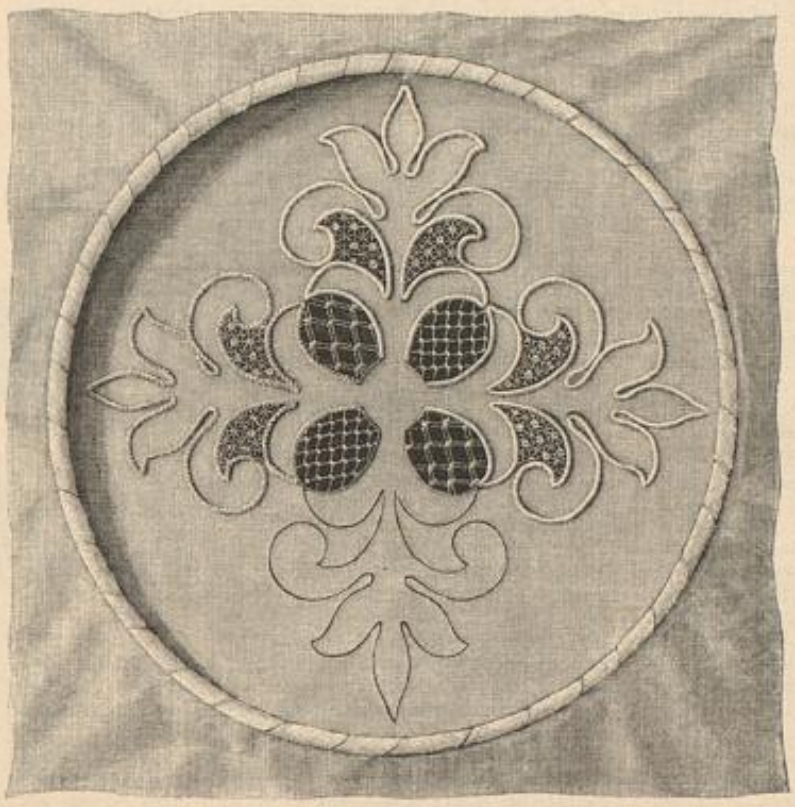


Spitze. Spanische Stickerei. (Nähmaschinen-Stickerei.)

Ich habe im Laufe der Zeit, seit wir zu dem Unterricht in der Handstickerei die Nähmaschinen-Stickerei gefügt haben, eine ganze Menge von Einwendungen hören müssen. Ich weiß aber, daß die Arbeit nur eine Sache ernsten Wollens und Nachdenkens, gründlicher Uebung, guter Ausdauer und eine Frage der Zeit ist, die man darauf verwendet, und daß sie dann viele Freude und schöne Ergebnisse zeitigen wird.

Wer zu viel verlangt, wird immer enttäuscht, wer wenig verlangt, wird meist befriedigt.

Die Arbeit mit der Nähmaschine steht, da sie keine durchaus mechanische ist, der Handstickerei in Durchführung und Wirkung sehr nahe. Wie bei dieser, können sehr gute und kunstreiche, aber auch sehr mangelhafte Leistungen erzielt werden. Je mehr Kenntnisse und Fertigkeit die Arbeiterin im Sticken mitbringt, um so Besseres wird sie mit der Maschine leisten. Freilich ist hierbei häufig die Erfahrung zu machen, daß die gewandte Handstickerin nur sehr selten und meist nur zwangsweise Ausdauer besitzt, sich die nicht allzu rasch erreichbare manuelle Geschicklichkeit im Sticken mit der Nähmaschine anzueignen. Sie verfügt ja ohnedies über eine solche Menge von Hülfsmitteln, die ihr ein flinkes Durchführen der Arbeit ermöglichen, und über eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Stick-Materialien, daß ihr die Nähmaschinen-Stickerei unzulänglich erscheint.



Runder Rahmen mit eingespannter Spitzenstich-Stickerei. (Nähmaschinen-Stickerei.)

Und dennoch, wer einmal über den Berg hinüber gekommen ist, die Maschine flink und verständig handhabt, wird in ihr manche Erleichterung finden, die er nicht erwartete. Das Verhältniß in der Schnelligkeit der Handstickerei zur Nähmaschinen-Stickerei ist 1 zu 4 bis 1 zu 6, bei gewissen Techniken, insbesondere jener der Spitzenstiche 1 zu 10. Die letzteren sind eine mit der Nähmaschine sehr leicht ausführbare und völlig aus ihr heraus entwickelte Arbeitsart, die in dieser Weise durchzuführen, der Hand unendliche Mühe machen würde. Bedauerlicherweise ist sie über der Flachstickerei, die ihren Eindruck auf das große Publicum nie verfehlt, vielfach nicht genügend gewürdigt worden.

Die Wirkung der Nähmaschinen-Flachstickerei ist allerdings, wenn sie von künstlerischem Geiste beseelt und von geübter Hand ausgeführt wird, die denkbar beste und kann der Hand-Flachstickerei nahezu gleichwerthig zur Seite gestellt werden. Trotz des feinen Fadens, mit dem die Flächen bestickt werden, ist ein Zeitgewinn gegen die Handarbeit feststellbar, und gerade mit dem feinen Faden ist es möglich, das Ornament und die Blume, die man stickt, auf das feinste zu tönen.

Auch die Größe der Stickereien ist durchaus nicht eng begrenzt, denn man hat nicht nöthig, den Stoff selbst, den man besticken will, in den Rahmen zu spannen. Derselbe kann, zumal wenn das Muster auf großem Raume vertheilt ist, in den Ausschnitt eines festen, in den Rahmen gespannten Stoffes eingesteckt, bezw. eingenäht werden; die Masse des über den Rahmen hinausragenden Stoffes wird glatt eingerollt und mit einer Hülle von dünnem Stoff oder Seidenpapier vor Flecken geschützt. Ist ein Theil fertig gestickt, so wird der zunächstliegende eingenäht u. s. f. Es bedarf nur einiger Uebung, um das Umspannen der Arbeit ebenso schnell und sicher zu bewerkstelligen, wie das Fadenvernähen, Einfädeln der Nadel 2c., das bei der Handarbeit in sehr kurzen Zwischenräumen erforderlich ist. Aber wenn etwas schneller als früher geht, so möchte man es noch schneller gehen sehen!

Was man mit der Nähmaschinen-Stickerei machen kann? Nun, die Amerikaner haben bei ihrer Ausstellung gezeigt, daß vielerlei damit zu machen ist. Sie sind uns in der vielseitigen Verwendungsart entschieden „über" und weitaus muthvoller. Sie fragen nicht viel nach Stil in Form und Verwendung, sondern lassen ihren Gefühlen freien Lauf. Bis wir uns entschließen, haben sie bereits ausgeführt, und wenn wir auch einerseits über das „Wie" lächeln, so können wir andererseits von ihnen lernen, wie man den Augenblick rasch erfassen und ausnützen sollte. — Von den durch die Ausstellung bei uns bekannt gewordenen Techniken ist die Flachstickerei als das gehätschelte Kind hier geblieben, auf das dann alle erzieherische Sorgfalt verwendet wurde. Ueber den gestickten bunten Blumen, sogenannten Nadelmalereien, hat man erstens die Spitzenstiche, die, ich gebe es zu, von der Ausführenden große Sorgfalt und Genauigkeit, auch einige Vorkenntnisse in der Durchführung von Handarbeit dieser Art erfordern, nicht genügend in Betracht gezogen, und gerade diese Technik scheint mir, wie schon bemerkt, ganz besonders der Würdigung werth. Sie ist rasch und angenehm durchzuführen, wird meist in einer Farbe (crême, oder hellgrün, hellgelb, hellblau, hellroth) gehalten, wobei man das häufige Auswechseln der Spule mit anderer Farbe, wie es bei der Blumenstickerei erforderlich ist, erspart, und schließlich ist die Arbeit vielfach verwendbar. Freilich ist das Uebersticken der mit einer Schnur umnähten Umrißlinie, innerhalb welcher der Stoff weggeschnitten wird, um die frei in die Luft gearbeiteten Spinnen, Stäbchen, Netze und Gitter aufzunehmen, wieder etwas langwieriger, immerhin aber weit rascher als mit der Hand auszuführen. Für die im deutschen Haushalt so vielfach gebrauchten Decken und Deckchen, neuerdings besonders für Tisch- und Bettwäsche, für große und kleine Gardinen, sogenannte Stores, für breite und schmale Spitzen ist die Arbeit geeignet und häufig zweckentsprechender als die Blumenstickereien, deren Anwendung dem guten Geschmack oft sehr zuwiderläuft. Aber es giebt auch eine Anzahl anderer Techniken, die mit der Nähmaschine ausgeführt werden können, die von der amerikanischen Geschmacksrichtung absehen und mehr in der kunstvollen Handarbeit ihre Wurzel haben.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Eisdeckchen. Persische Durchbrucharbeit. (Nähmaschinen-Stickerei.)

Persische Durchbrucharbeit zum Eisdeckchen. Naturgroß.

Verkaufsstelle. — Kann mir eine Leserin mittheilen, ob es auch in Oesterreich Verkaufsstellen für weibliche Hand- und Kunstarbeiten giebt, ähnlich dem Verein „Bienenkorb" in Berlin, der „Verlagsanstalt Frauenerwerb" in Dresden und der Verkaufsstelle des „Frauen-Gewerbe-Verein" in Leipzig? P. in Prag.

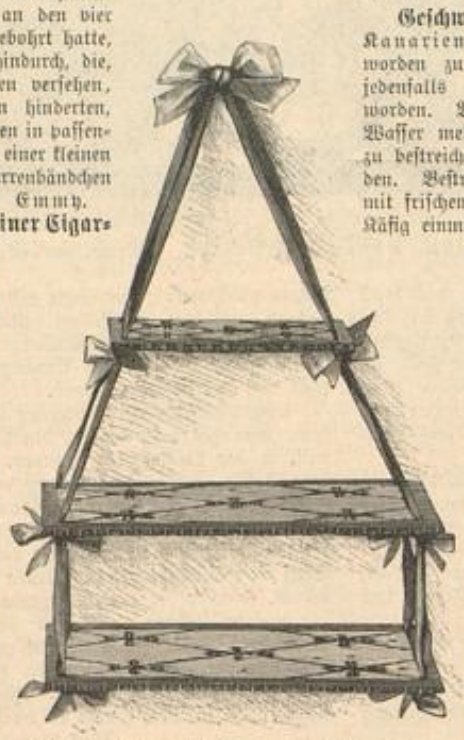
Handarbeit. — Bewähren sich Durchbrucharbeit und Filet-Einsätze in Kissen als haltbar? — Wer übernimmt Anfertigung von Häkelarbeit und Filet-Guipure zu annehmbarem Preise? Für freundliche Beantwortung wäre dankbar „Schwarzwälderin".

Schneiderin. — Wo könnte eine tüchtige Schneiderin, die auch bessere Handarbeiten versteht, sich etabliren? Nähe der Berlin-Hamburger Bahn bevorzugt. B. D.

E. R. — Für Koch- und Schneider-Curse empfehlen wir: Lette-Verein, SW, Königgrätzerstr. 90; für Schneider-Curse allein: Hulda Thieme, Lehrerin für wissenschaftliche Zuschneidekunst, SW, Leipzigerstr. 40; Joh. Knipp, Frauen-Industrie-Schule, Dresden, Eliasplatz 4 (mit Stellen-Nachweis). D. Red.

Häusliche Kunst.

Wandbrett aus Cigarrenkisten-Holz. — Man traut uns Backfischchen immer nichts Rechtes zu, und doch habe ich mit meiner kleinen Erfindung „den Vogel abgeschossen", wie mein Bruder behauptet, der seit seinem letzten Geburtstage glücklicher Besitzer des Wandbrettchens ist und auch wirklich prächtige Verwendung dafür hat. Cigarrentasche und -Spitze, Streichhölzer, Aschenbecher und ein Kästchen Cigaretten haben auf dem niedlichen Dinge ihren ständigen Platz gefunden, und so ersetzt es einstweilen den opulenteren Rauchtisch. Drei Brettchen, von einer leeren Cigarrenkiste herstammend, 22 zu 8 cm, 20 zu 8 cm und 14 zu 5 cm groß, beizte ich am Rande etwa 1 cm breit dunkelbraun und verzierte sie ringsum, wie auf der Oberseite mit dem Brennstift in anspruchslosem Linien- und Punktmuster. Nachdem ich dann an den vier Ecken jedes Brettes ein Loch gebohrt hatte, leitete ich Cigarrenbändchen hindurch, die, unter jedem Brett mit Knoten versehen, das Hinuntergleiten derselben hinderten, und verband so die drei Brettchen in passender Entfernung von einander zu einer kleinen Etagère. Schleifen aus Cigarrenbändchen bilden den Ausputz. Emmy.


Wandbrett aus Cigarrenkisten-Holz.

Puppen-Bettstelle aus einer Cigarrenkiste. — Mit wenig Mühe und geringen Kosten fertigten wir zum Geburtstag unserer Jüngsten aus einer Cigarrenkiste eine allerliebste Puppen-Bettstelle. Dieselbe erregte so großen Jubel und wurde so vielfach bewundert, daß ich die amüsante Arbeit allen Müttern empfehlen möchte, zumal das Spielzeug sich als sehr haltbar erweist. Die Cigarrenkiste wird zunächst vom Deckel befreit; dann schneidet man die Seitentheile der Form einer Bettstelle entsprechend nach der Mitte zu mit einer Laubsäge etwas aus, während Kopf- und Fußende gerade bleiben können. Für die Füße dienen vier gleiche kleine Garnrollen. In der Mitte des Kopfendes befestigt man einen ziemlich starken Messingdraht, der in einer Höhe von etwa 6 bis 7 cm nach vorn herübergebogen wird und als Träger einer weißen Tüll-Gardine mit rosa oder himmelblauer Atlas-Unterlage fungirt. Gleichfarbige Atlasschleifchen dienen zum Ausputz. Vor dem Befestigen der Gardine wird die Bettstelle mit brauner Farbe angestrichen, mit Goldbronze umrandet und mittelst Brennstiftes oder Goldbronze mit Eckverzierungen und Mittelstern an Kopf- und Fußende versehen; die Füße vergoldet man. E. H.

Frau Amtmann K. auf D. — Das Restauriren werthvoller Oelgemälde muß von sachkundigen Händen ausgeführt werden, da die Gemälde sonst sehr darunter leiden können. Fräulein E. Foß, Berlin W, Bülowstr. 104, besitzt langjährige Erfahrungen auf diesem Gebiete und übernimmt das Restauriren von Oelgemälden jeder Art, sowohl im eigenen Atelier, wie an Ort und Stelle. D. Red.

Fürs Haus.

Dämpf-Apparat. — Um Druckstellen und Regenflecke aus Sammetstoffen und -Bändern zu entfernen, mußte man diese bisher in recht unbequemer Weise über Gefäße mit dampfendem Wasser halten und sie dann über ein umgelegtes Plätteisen ziehen, was sich trotz aller Mühe gewöhnlich als unzureichend erwies. Nun entdeckte ich kürzlich einen neuen, kleinen „Dämpf"-Apparat von Blech, der, einem plattgedrückten Trichter ähnlich, auf die Tülle eines kochenden Theekessels gesteckt wird; zieht man dann das Band oder den Stoff über den Rand des Trichters, so wird zu gleicher Zeit das Dämpfen und Glätten bewirkt.
Else H—nn in Br.

Dämpf-Apparat.

Garnrollen als Fensterklötze. — In dem Eiergestell und dem Vogelbauer-Ständer hat die Modenwelt schon zweimal hübsche Verwendung für Garnrollen gegeben (siehe die Arn. vom 1. Dec. 93 und 1. Dec. 94. Eine weitere können sie als Fensterklötze finden, um die Fenster offen zu halten. Kurze Rollen lassen sich der Länge nach bequem zwischen Fenster und Rahmen einschieben; größere werden der Höhe nach derartig eingeklemmt, daß die obere, hervortretende Rundung sich zwischen Rahmen und Fenster befindet. Man lackirt die Röllchen weiß oder der Farbe des Fensterrahmens entsprechend und bindet sie an ein Seiden- oder Wollenband, dessen Farbe zu den Uebergardinen paßt. Das Band verbindet beide Rollen und wird mittelst eines kleinen breitköpfigen Nagels am Fensterbrett befestigt, um bequemes Ein- und Auslegen der niedlichen Fensterklötzchen zu ermöglichen. F. L.

Hausthiere.

M. K. — Die schwarzköpfige Grasmücke zählt zu den Insecten-Fressern, gewöhnt sich im Käfig aber leicht an ein Futter aus geriebener Semmel und ganz klein gewiegten getrockneten Feigen, vermengt mit einigen Ameiseneiern, wozu man dem Vogel täglich einige Mehlwürmer reicht. Auch empfiehlt sich besonders für Grasmücken ein Gemisch von Ameiseneiern, geriebener Semmel, Käsequark und dem Weißen von hartgekochten Hühnereiern, mit einem Zusatz von geriebenen Mohrrüben und gequetschtem Hanfsamen. — Mehlwürmer züchtet man am einfachsten, indem man einige der Thiere, die man in jeder Vogelhandlung kaufen kann, in einen, ungefähr zum Drittel mit Papierschnitzeln oder Stofflappen gefüllten Blumentopf legt und eine dicke Schicht Mehl darüber streut. Das Verfahren ist jedoch umständlich und nicht immer erfolgreich, da die Thiere auch pflegebedürftig sind. Am besten kaufen Sie die Würmer für jedesmaligen Bedarf. F. K.

Geschw. K., Camenz i. Schl. — Ihr Kanarien-Vogel scheint arg vernachlässigt worden zu sein, denn das Fußleiden ist jedenfalls durch Unreinlichkeit verursacht worden. Wir rathen Ihnen, die Füße in warmem Wasser mehrfach abzubaden und dann mit Vaseline zu bestreichen, auch die zu langen Krallen zu beschneiden. Bestreuen Sie den Käfigboden immer reichlich mit frischem Sand und waschen Sie den hölzernen Käfig einmal gründlich mit heißem Wasser aus, da sich jedenfalls Ungeziefer in demselben eingenistet hat. M. H.

E. K., Olmütz. — Ihre zahme Amazone beißt, wie Sie richtig annehmen, nur aus allzugroßer Zärtlichkeit. Gewöhnlich wissen diese Vögel genau, wie weit sie zu gehen haben, d. h. sie beißen nicht derart, daß Verletzungen zurückbleiben. Wir können Ihnen nur empfehlen, den Vogel nach jedesmaligem Beißen zu strafen, ihn auszuzanken und einzusperren, ihm auch wohl einen leichten Schlag auf den Schnabel zu geben. Ist der Vogel jung, so läßt er sich auf diese Weise gut erziehen. M. H.

Frau C. S., Berlin. — Die pilzartigen Gewebe an den Scheiben Ihres Aquariums sind Algen. Dieselben bilden sich in allen Aquarien am Glas und an den Steinen, sind aber nicht schädlich, sondern nützlich, denn sie scheiden, gleich den höheren Wasserpflanzen, Sauerstoff aus, den die Fische nothwendig brauchen. Lästig werden die Algen nur dadurch, daß sie die Scheiben blind machen; sie lassen sich jedoch mit einer Zahnbürste leicht entfernen. Handelt es sich bei Ihnen um die sogenannte Faden-Alge, deren fadenartige Gewebe rasch das Innere des Wassers erfüllen, so rathen wir Ihnen, das Aquarium vollständig zu leeren und, ebenso wie Sand und Felsen, mit kochendem Wasser gründlich abzuwaschen. Im übrigen werden sie aus unserem in der Nr. vom 12. Juli 95 veröffentlichten Artikel über Aquarien-Pflege bereits ersehen haben, daß Sie Ihr Aquarium völlig unrichtig behandeln. Sorgen Sie nur für gesunden Pflanzenwuchs und erneuern dann das Wasser vorläufig überhaupt nicht mehr. Sollte früher oder später einmal eine Neufüllung nothwendig werden, so dürfen Sie dazu nicht kaltes Leitungswasser verwenden; dadurch würden Thiere und Pflanzen zu Grunde gehen. M. H.

Gärtnerei.

Eßbare Lilien. — Unter dem Namen Jamma Juri und Tabero wird gegenwärtig eine aus Japan neu eingeführte Lilie angeboten, deren Zwiebel sehr wohlschmeckend sein soll. Die Japaner genießen bekanntlich verschiedene Arten der als herrliche Zwiebelgewächse so beliebten Lilien. Die jetzt als Gemüsepflanze auch bei uns angebotene Lilie, deren Zwiebel aber im Geschmack mit unseren Speisezwiebeln keinerlei Aehnlichkeit hat, ist, meiner Ansicht nach, entweder die schon lange als Zierpflanze bekannte Tigerlilie (Lilium tigrinum) oder eine Abart derselben; jedenfalls hat die Tabero mit der Tigerlilie eine täuschende Aehnlichkeit, und wie diese, so bildet auch sie in allen Blattachsen kleine Knöllchen, durch welche die Vermehrung stattfindet. Man bereitet die Zwiebeln wie Spargel und Blumenkohl zu, um sie dann mit holländischer Sauce zu genießen. M. H.

A. v. S., Prag. — Ferrarien sind am Cap der guten Hoffnung und in Amerika heimische, zu den Schwertlilien (Irideae) gehörige interessante Zwiebelgewächse mit sehr eigenartigen, aber nur einige Stunden blühenden Blumen. Ferraria undulata blüht im April; die Blumen sind flach geöffnet, violett purpurbraun, zeigen einen weißen Ring und an den Rändern gelbliche Punkte. Die bekannteste Art, Ferraria Pavonia syn. Tigridia Pavonia, die Tigerblume oder Pfauenlilie, hat wundervolle getigerte Blumen von 12 bis 15 cm Durchmesser. Die Zwiebeln werden im Frühling gepflanzt; sie überwintern im südlichen Deutschland im Freien. M. H.

Abonnentin, Preßburg. — Das Gelbwerden der Gummibaum- (Ficus-) Blätter kann verschiedene Ursachen haben. Gewöhnlich tritt diese unerfreuliche Erscheinung bei Nahrungs-, Licht- und Luftmangel und bei zu warmem Standort ein. Der Gummibaum hat viel Nahrung nöthig, er muß deshalb in jedem Frühjahr versetzt werden; im Sommer liebt er die freie Luft und will im Winter am Fenster einer nur wenig erwärmten Stube gepflegt sein, sollen die Blätter gesund und straff bleiben. Besehen Sie auch einmal die Blätter auf der Rückseite genau und waschen Sie dieselben mit Seifenwasser, falls sich dort winziges Ungeziefer zeigt, das oft sehr verderblich bei unrichtig behandelten Gummibäumen auftritt. M. H.

L. Pf., Haselbach in Krain. — Es ist uns kein Fabrikant für Reben-Veredlungs-Bänder aus Gummi bekannt. Das Veredeln auf amerikanische Wildreben wird übrigens kaum in Aufnahme kommen, denn nach den Mittheilungen des Freiherrn A. v. Babo gelingen nur 40 % der Veredlungen; hiervon geht wieder ein Theil beim Auspflanzen zu Grunde, und schließlich werden noch jährlich etwa 15 % Nachpflanzungen erforderlich. M. H.

Allgemeines.

Spessart-Mütze. — Eine Universal-Kopfbedeckung möchte ich die sogenannte Spessart-Mütze betiteln, die ich kürzlich aus Frankfurt a/M. erhielt. Aus naturgrauem präparirten Hasenhaar gewebt, oder gebleicht und später grün, braun ꝛc. gefärbt, seidenweich und glänzend, dabei leicht und schmiegsam und aus der ursprünglichen Topfform in jede beliebige Façon zu bringen, eignet sich die „Spessart-Mütze" vorwiegend zu Sportzwecken für Damen und Herren. Beim Tennis, Radfahren, als Jagd-, Reise- oder Strandmütze dürfte sie sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Tief über die Ohren und fest über den Kopf gezogen, war mir die Spessart-Mütze die angenehmste Kopfbedeckung bei Wind und Wetter während der letzten beiden Wintermonate; jetzt habe ich die Krempe aufgeschlagen und trage mein Mützchen mit großem Behagen bei gärtnerischer Beschäftigung. E. P.

Spessart-Mütze in verschiedener Form.

Farbige Gürtel. — Die jetzt so beliebten Gürtel zu Blusen ꝛc. kann man sich selbst in allen Farben und Größen auf sehr einfache Weise und ziemlich kostenlos herstellen, indem man breite Hercules- oder Mohair-Borte mit einem Gürtelschloß versieht, das Mütterchen gewiß noch aus der eigenen Jugendzeit aufbewahrte. Schmale, wollene Borten näht man zu passender Breite mit kräftiger Seide in derselben Farbe überwendlich zusammen. Leicht lassen sich diese Gürtel dann hübsch ausstatten durch Ziersticke von bunter Seide, Aufnähen von Perlen und Goldflittern ꝛc. Auf schwarzem Grund sieht eine farbig ausgenähte Goldspitze besonders gut aus. M. Sch.

Anfertigung von Veilchen aus Stoff. — Zur Selbstanfertigung von Veilchen, der unvergänglichen Modeblume aller Jahreszeiten, dürfte eine Anleitung meinen Mitleserinnen vielleicht willkommen sein. Das Material ist dichter weißer Batist oder Taffet, Staubfäden (dutzendweise in jedem Blumengeschäft käuflich), lila und grüne flüssige Anilin-Farbe und ein Fläschchen Syndetikon. — Zunächst schneidet man aus dem Stoff die Blüthenformen genau nach der naturgroßen Abbildung und legt sie so lange in die Anilin-Farbe, — die man am besten in ein kleines Porzellan-Gefäß gegossen, — bis sie ganz durchtränkt sind; dann drückt man sie sorgfältig aus, damit die Farbe keine Flecken giebt und plättet sie zwischen zwei Löschblättern mit heißem Eisen, wodurch sie etwas Steife erhalten. Für heller nüancirte Blüthen ist die Farbe mit einigen Tropfen Spiritus zu verdünnen. Die so vorbereiteten Formen legt man auf eine weiche Unterlage und zieht mit einer Stricknadel auf jedem Blatt strahlenförmige Striche. Nach der ebenfalls naturgroß dargestellten Figur aus dem weißen Stoff geschnitten, werden die Kelchblätter und $^1/_2$ cm breite gerade Stoffstreifen zum Bewickeln der Stiele mit der grünen Anilin-Farbe gefärbt. Nachdem dann die Drahtstiele der Staubfäden mit den grünen Streifen umwickelt worden, legt man je einen Staubfaden zwischen die beiden kleinsten Blüthenblätter, schlägt diese dicht unter dem Staubfäden-Knötchen zusammen und klebt sie mit Syndetikon fest aufeinander. Dadurch bildet sich die Blüthe, auf die zuletzt der Kelchblätterkranz festgeklebt wird. Derartig angefertigte Veilchensträuße sind kaum von gekauften zu unterscheiden; ich trage sie als Hut-Garnitur ꝛc. schon seit geraumer Zeit und freue mich stets aufs neue über den billigen, effectvollen Schmuck. Vilma B.

Veilchen aus Stoff.

Einzelnes Veilchen.

Schnittmuster für den Kelch.

Schnittmuster für die Blüthe.

Bezugsquellen: Nähmaschinen-Stickereien: Anstalt für Kunststickerei und Frauenerwerb, Düsseldorf, Gneisenaustr. 13. — Dämpf-Apparat: P. Raddatz u. Co., Berlin, W, Leipzigerstr. 11. — Spessart-Mützen, Louis Dill, Frankfurt a/M. Zeil 67. — Eßbare Lilien, Ferrarien-Zwiebeln: J. C. Schmidt, Erfurt.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.